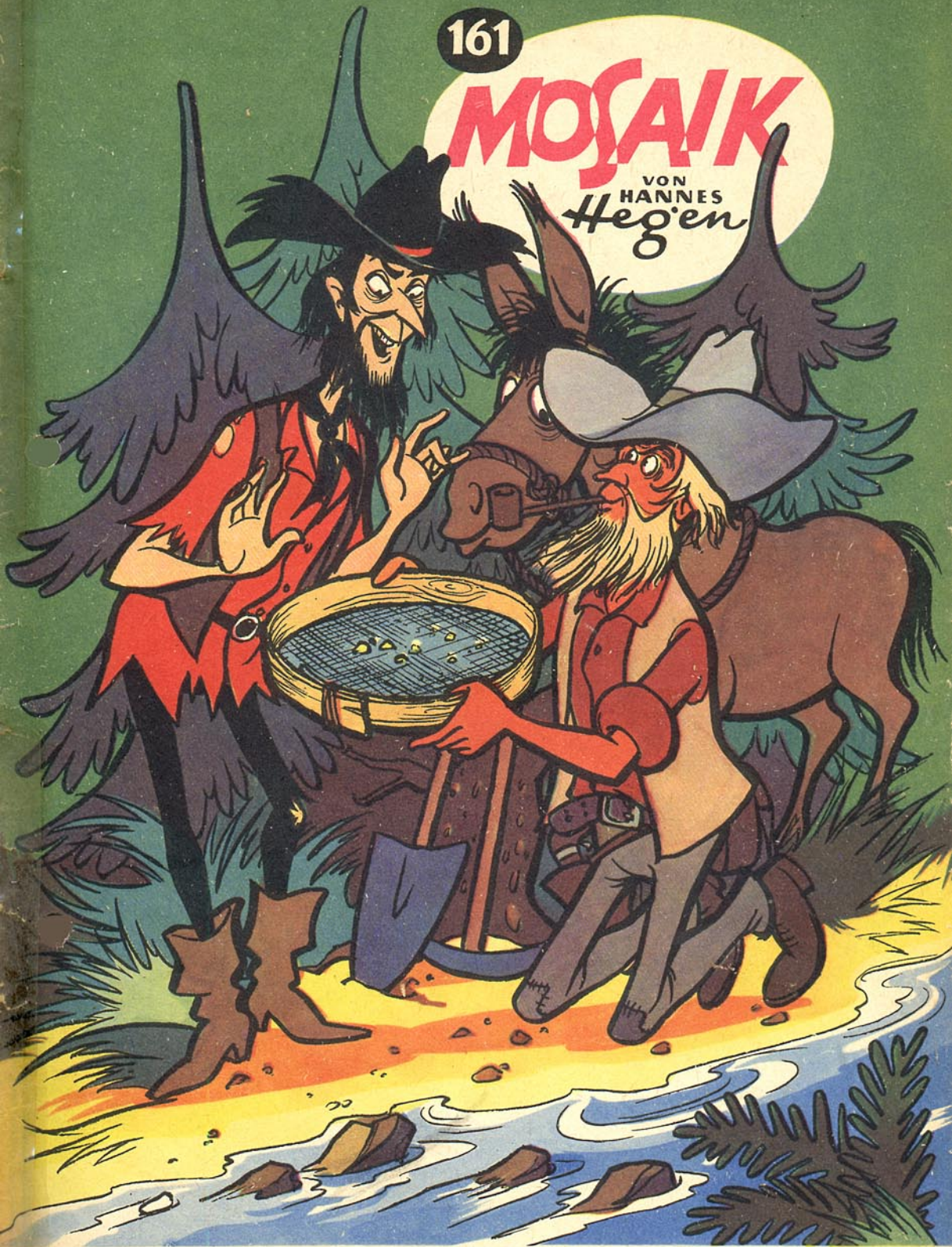


161

MOZAIK
VON
HANNES
Hegen



DAS ERBE DES GOLDSUCHERS

DAS ERBE DES GOLDSUCHERS



Es war eine Nacht voller Ungewißheit und Schrecken, die die Digidags und Ben auf dem Mississippi erlebten. Die Blockhütte, in die sie von den Flußpiraten eingesperrt wor-

den waren, hatte ein plötzliches Hochwasser mit sich gerissen und auf den Strom hinausgetrieben. Seit Stunden bemühten sich die vier unfreiwilligen Bewohner der Hütte,



Außerdem wurden die Manöver durch einen entwurzelten Baum erschwert, der die Hütte gerammt hatte und sie mit sei-

nen knorrigen Wurzeln und Ästen umklammert hielt. „Geben wir es auf“, rief Dag. „So schaffen wir es nie und nimmer!“



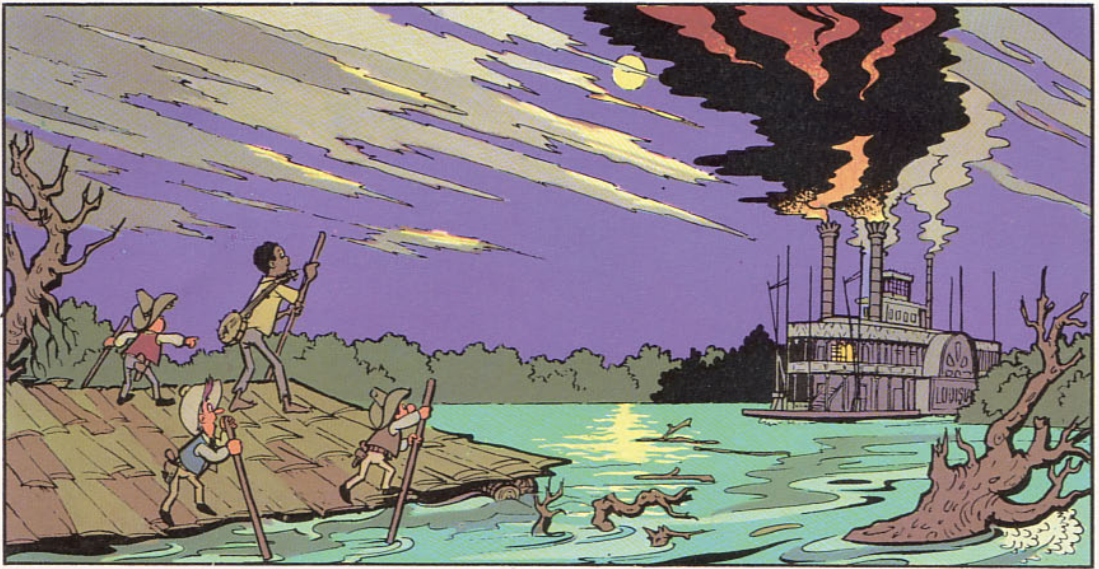
diese mit Hilfe von losgebrochenen Brettern und Stangen auf einen Kurs zu steuern, der sie dem Ufer näherbrachte. Aber das war ein hoffnungsloses Bemühen. Die Strömung

war zu mächtig und von dem Blockhaus konnte man schon gar nicht erwarten, daß es sich steuern ließ, da es nicht für eine solche Flußreise gebaut worden war.



„Wir müssen die Hütte einfach treiben lassen. Irgendwo werden wir schon stranden. Vielleicht sogar schon an der

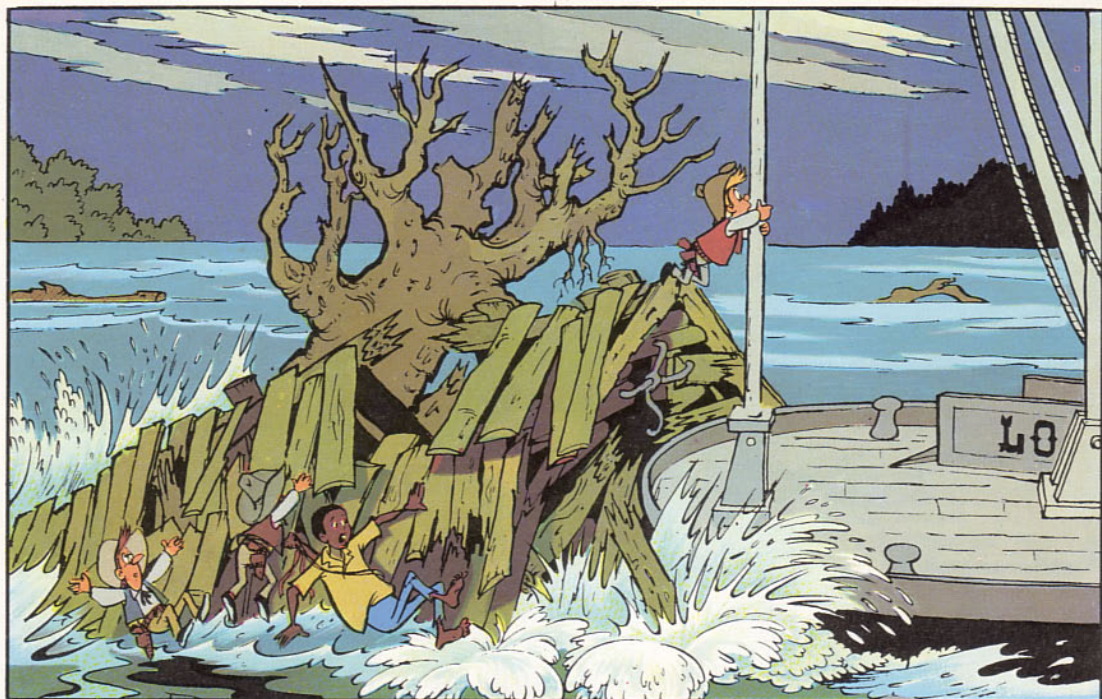
Landzunge da drüben.“ – „Ja“, sagte Digidag, „auch mir kommt es so vor, als ob uns die Strömung dorthin zöge.“



Wirklich näherte sich die Hütte immer mehr der angegebenen Stelle. Plötzlich rief Dag: „Ein Dampfschiff!“ Auch die anderen sahen es nun, wie es hinter der Landzunge hervorkam. „Es hält mit Volldampf auf uns zu! Hoffentlich

hat der Lotse uns gesehen!“ Offenbar nicht, denn das Ungetüm kam mit unverminderter Geschwindigkeit näher. „Sofort stoppen!“ schrien die Digidags und Ben, so laut sie konnten, aber vergeblich. „Hilfe – wir werden gerammt!“

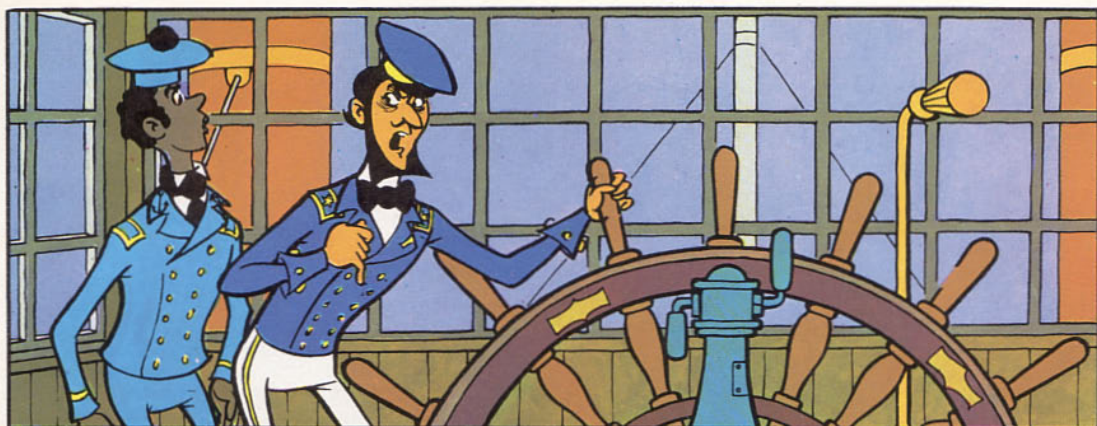




Die Hütte und der verwitterte alte Baum zerkrachten unter dem wuchtigen Anprall. Die Digedags und Ben konnten sich auf das Vorschiff des Dampfers retten. „Da haben wir

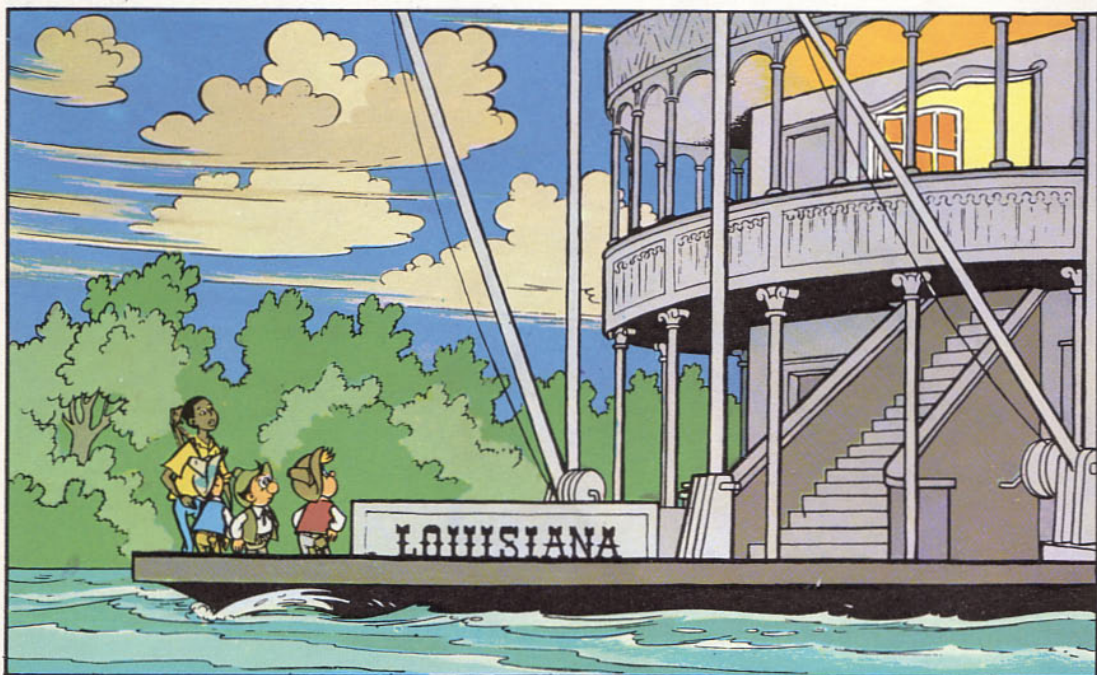
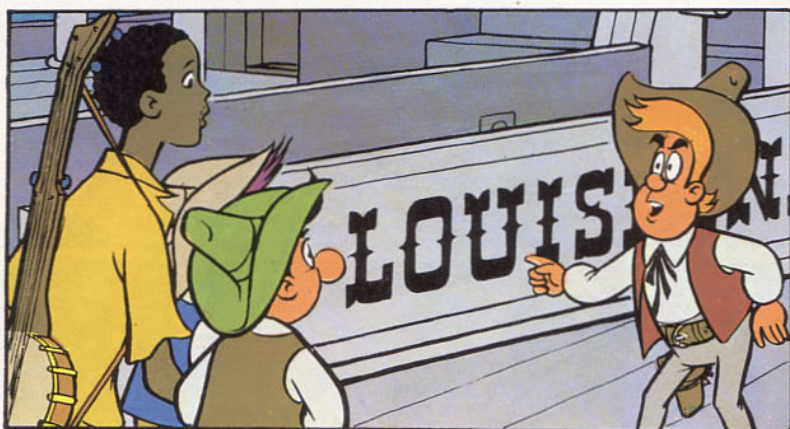
noch einmal Glück gehabt“, keuchte Dag. „Das hätte aber leicht ins Auge gehen können. Wie kann man nur in einer solchen Nacht mit Volldampf den Strom hinauf fahren!“





Die Schuld des Lotsen war es nicht. „Verdammt“, fluchte Mr. Turner, denn niemand anders als er stand am Ruder, „nun hat es schon zum zehnten Mal gebumst. Noch einmal, und ich lasse stoppen. Ich habe diesen befohlenen Unsinn endlich satt.“

Die Digidags und Ben staunten, als sie sahen, wo sie sich befanden. „Wir sind auf der ‚Louisiana‘! Mrs. Jeffersons Luxuskahn, der das Rennen gegen Jonathan Jokers alte ‚Queen‘ verloren hat! So was! Wohin mag die eilige Fahrt wohl gehen?“

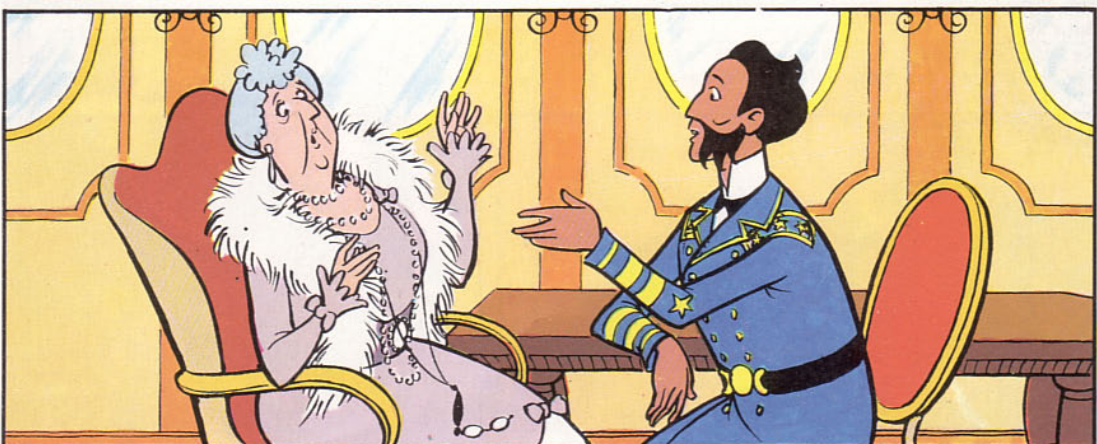
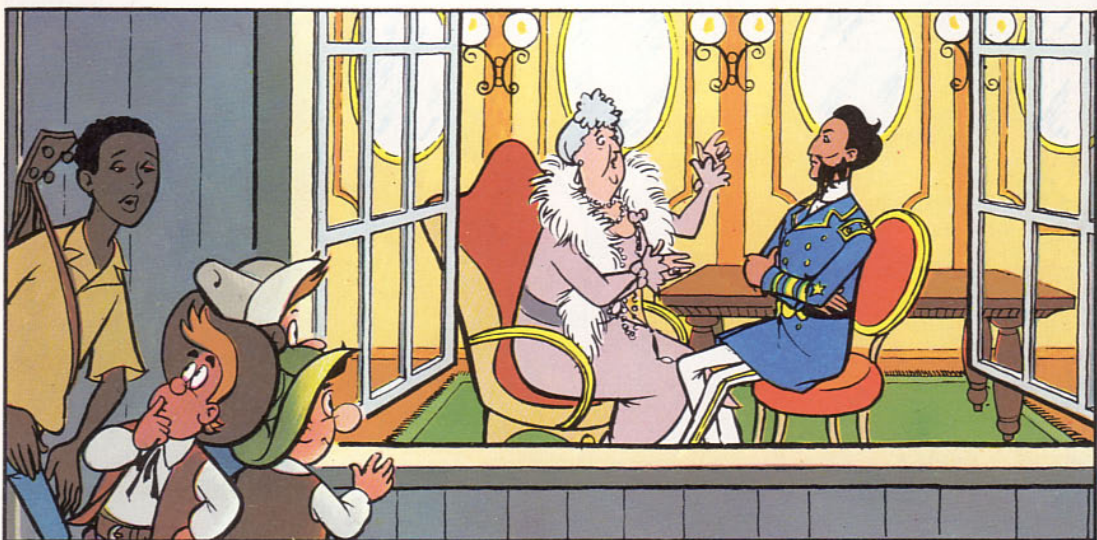


„Passagiere scheinen nicht an Bord zu sein“, überlegte Dig, „es ist überall dunkel. Aber seht mal, dort oben brennt

Licht! Das muß die Kapitänskajüte sein!“ – „Gehen wir mal rauf und sehen nach, wer da drin ist“, sagte Dag.

Das Fenster der Kapitänskajüte stand weit offen, denn die Nacht war sehr schwül. „Da sitzt ja Mrs. Jefferson, die Tante des Kapitäns und Besitzerin der ‚Louisiana‘!“ stellten die blinden Passagiere vor dem Fenster überrascht fest. „Was mag sie vorhaben?“

„Pst!“ machte Dag. „Wir wollen uns ganz ruhig verhalten und sie belauschen. Ich bin sicher, daß wir etwas über den Zweck dieser geheimnisvollen Reise erfahren werden und bestimmt läßt sich daraus ein spannender Artikel für das New Orleans Magazine machen. Wozu sind wir denn Reporter?“



Da Mrs. Jefferson eine kräftige Stimme hatte – vor ihrer Ehe mit Mr. Jefferson war sie Opernsängerin gewesen – so konnten die Lauscher leicht verstehen, was sie mit ihrem Neffen, dem Kapitän Samuel Baxter, besprach. Zunächst be-

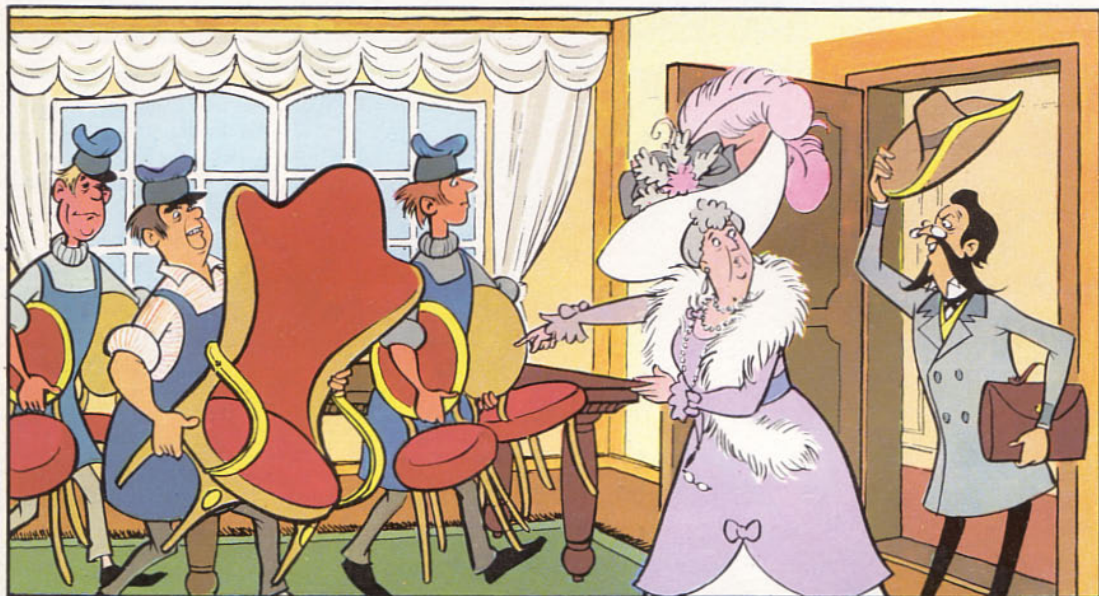
griffen die Digidags nicht, worum es ging, denn Baxter sagte: „Warum hast du auch nicht besser auf das Banjo aufgepaßt, Tante!“ – „Oho!“ rief Mrs. Jefferson. „Wer hat es denn über Bord geworfen? Deine Leute! Auf deinen Befehl!“



„Hätte ich allerdings seine wirkliche Bedeutung und seinen Wert gekannt, so hätte ich es niemals aus der Hand gegeben.“ – „Hat denn Onkel Joshua, dein Mann, wirklich nie seine Bekanntschaft mit dem alten Goldgräber erwähnt?“



„Ich habe es dir doch schon gesagt: Nie! Das ist ja eben das Merkwürdige.“ – „Nimm mir's nicht übel, Tante, aber ich sehe da überhaupt noch nicht klar. Sei bitte so gut und erzähle mir noch einmal alles genau der Reihe nach.“



Mrs. Jefferson tadelte Baxters Begriffsstutzigkeit, folgte dann aber seiner Bitte. „Es war genau an dem Tage, als die Leute von Holborn & Co den Salon hier auf dem Schiff neu einrichteten, der durch das närrische Rennen mit der

Joker-Queen am schlimmsten gelitten hatte. Da trat auf einmal Mr. Dupont, mein Anwalt, ein und sagte: „Bitte entschuldigen Sie die Störung, Madam, aber ich muß sie dringend in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen.“



Ich bat ihn in diese Kajüte und fragte: „Worum handelt es sich denn, mein lieber Dupont?“ Mr. Dupont erwiderte: „Ich habe heute von einem Kollegen aus Kalifornien ein Schreiben erhalten, in dem er mir mitteilt, daß ein alter Goldgräber Ihren Gatten, Mr. Jefferson, zu seinem Erben bestimmt hat. Hier ist das Testament.“



„Darin stand nun: Ich, Abe Gunstick, bin ein alter Mann, mit dem es zu Ende geht. In dieser Stunde verzeihe ich Joshua Jefferson alles, was er mir einst Böses angetan hat, er, den ich im Tal der Grauen Bären vor dem Verhungern rettete.“



„Dies ist Abe Gunstick“, sagte Mr. Dupont und zeigte mir sein Bild. Dann las ich weiter. „Zum Dank für meine Wohltaten hat mich Jefferson bestohlen, doch wie gesagt, ich verzeihe ihm das in meiner letzten Stunde.“



„Das ist eine unerhörte Beleidigung!“ rief ich, doch Mr. Dupont bat mich weiterzulesen. „Ich will Mr. Jefferson verraten, daß er im Besitz eines großen Geheimnisses ist. Es handelt sich um den Plan einer Goldmine, den er mir raubte.“



„Davon hat mir Joshua nie etwas erzählt“, sagte ich zu Mr. Dupont. – „Er wußte es ja nicht“, erwiderte dieser, „denn der Plan befand sich in einem Banjo, das sich Ihr Gatte von Mr. Gunstick sicherlich nur ausgeliehen hatte und vergaß, es ihm wiederzugeben. Darf ich das Instrument mal sehen?“



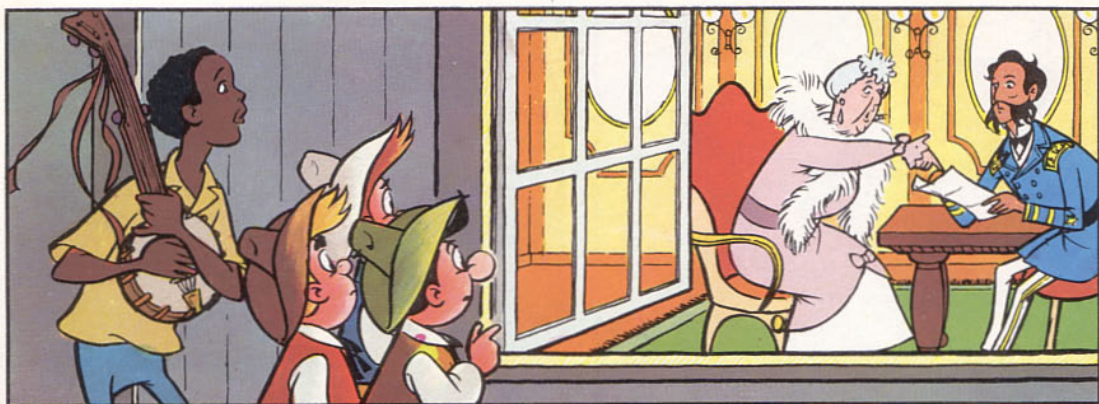
„Lieber Himmel, das Banjo!“ rief ich aus. – „Beruhigen Sie sich, Madam“, sagte Mr. Dupont. „Ich kann Ihre Überraschung verstehen. Da Ihr Gatte leider nicht mehr lebt, sind Sie natürlich die Erbin. Abe Gunstick hat das Testament immerhin schon vor etwa zehn Jahren gemacht.“



„Das Banjo ist nicht mehr da!“ gestand ich dem entsetzten Mr. Dupont. „Als die „Louisiana“ bei der Wettfahrt auf Grund lief, wurde es beim Leichtern des Schiffes zusammen mit anderen Sachen über Bord geworfen.“

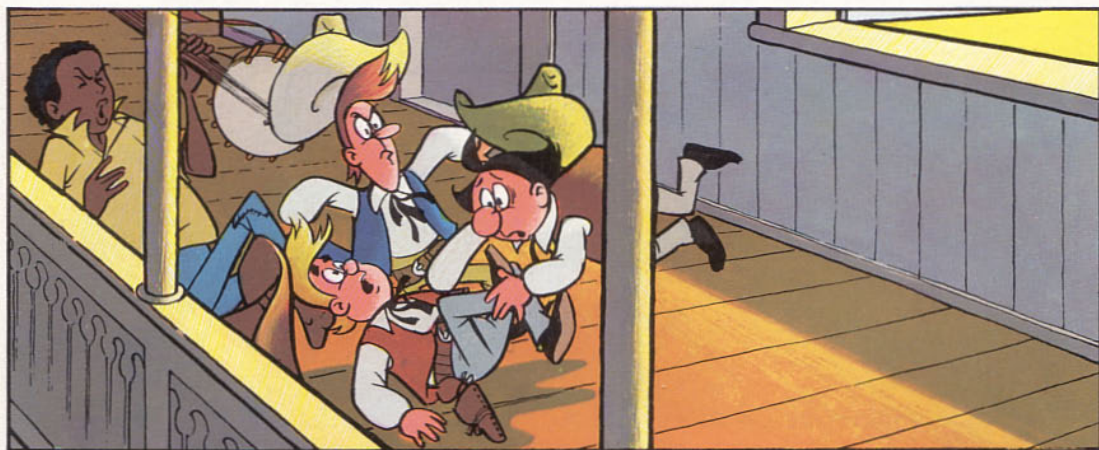


„Den Rest kennst du“, sagte Mrs. Jefferson zu Baxter. „Ich erinnerte mich, daß ich das Banjo in den Händen dieses Negerjungen gesehen hatte, der von der Plantage bei Baton Rouge entflohen war. Nun sind wir auf der Suche nach ihm.“



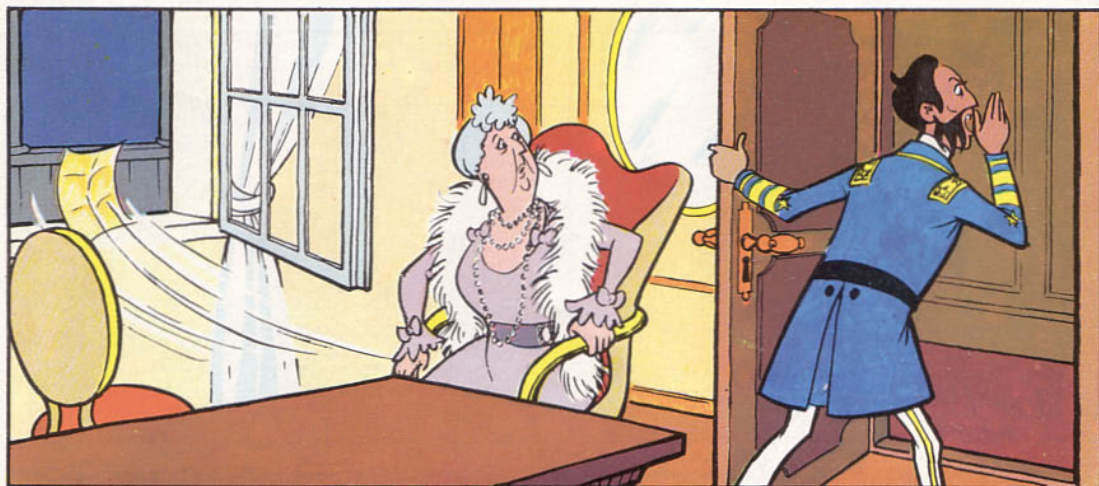
„Mr. Dupont hat mir auch erklärt, wieso ich das Testament erst jetzt erhielt. Abe Gunstick kannte nur den Namen meines Mannes, wußte aber nicht, woher er kam und wohin er gegangen war. Die Nachforschungen waren sehr

schwierig. Da las der Anwalt in Kalifornien zufällig in einer alten Nummer den New Orleans Courier den Nachruf für den verunglückten Reeder Joshua Jefferson. Darin stand, daß er in seiner Jugend nach Gold gesucht hatte.“



Mehr erfuhren die Lauscher am Fenster nicht, denn plötzlich erzitterte das Schiff unter einem heftigen Stoß. Sofort stoppte die Maschine. Mr. Turner hatte seinen Entschluß

wahrgemacht, daß er bei dem elften Hindernis, das er ramnte, nicht mehr weiterfahren würde. Die Digidags und Ben stürzten hart zu Boden, sagten aber keinen Ton.



Baxter riß die Tür auf und schrie: „Nun langt mir's aber! Erst dieses Gebumse, und nun liegen wir sogar still! Aus-

gerechnet, wo wir es so eilig haben. Ich werde Turner mal die Meinung sagen.“ Ein Zugwind fuhr durch die Kajüte.



Die Tante und Baxter achteten einen Augenblick lang nicht auf das Testament, weil sie über Mr. Turner schimpften, und schon wirbelte es zum Fenster hinaus in Digs Hände.

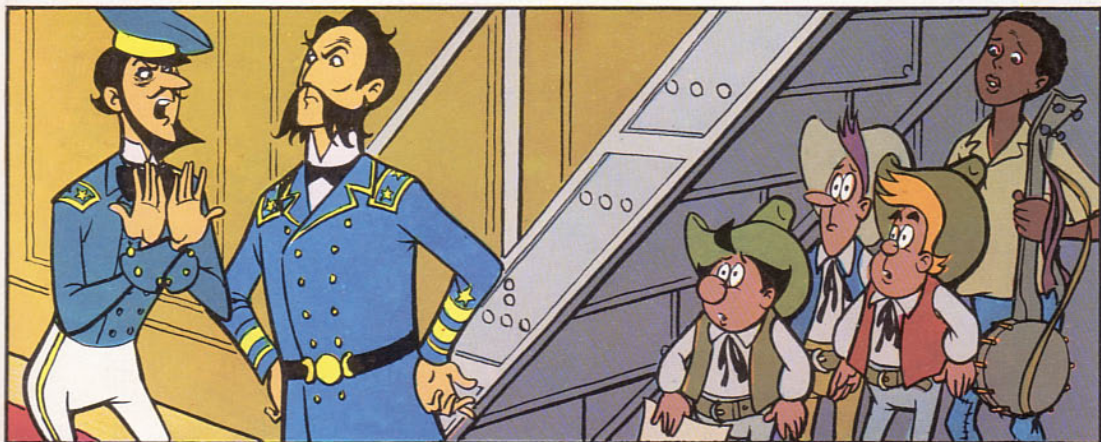


„Nun sind wir Jeffersons Erben. Wir haben das Banjo und das Testament!“ – „Mach keine Witze, Dig. Wir müssen es zurückgeben.“ – „Aber nicht jetzt, Dag. Es kommt jemand!“



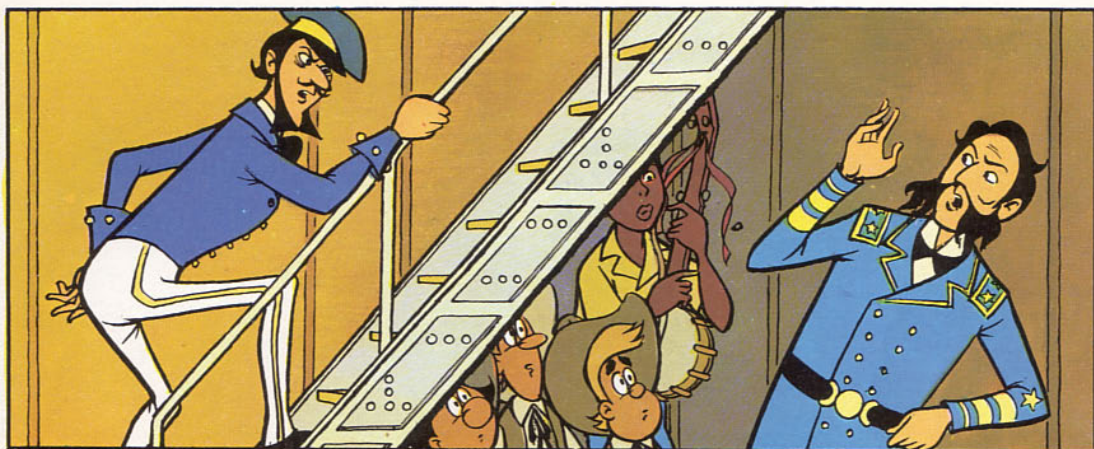
Die Digidags und Ben versteckten sich. Was hätten sie wohl sonst tun sollen? Bestimmt hätte ihnen niemand geglaubt, daß alles nur Zufall war. „Sollen wir uns etwa schon

wieder einsperren lassen?“ flüsterte Dig. „Ich habe noch von den Piraten genug!“ – „Wenn du jetzt nicht still bist, werden wir wirklich gleich geschnappt“, mahnte Dag.



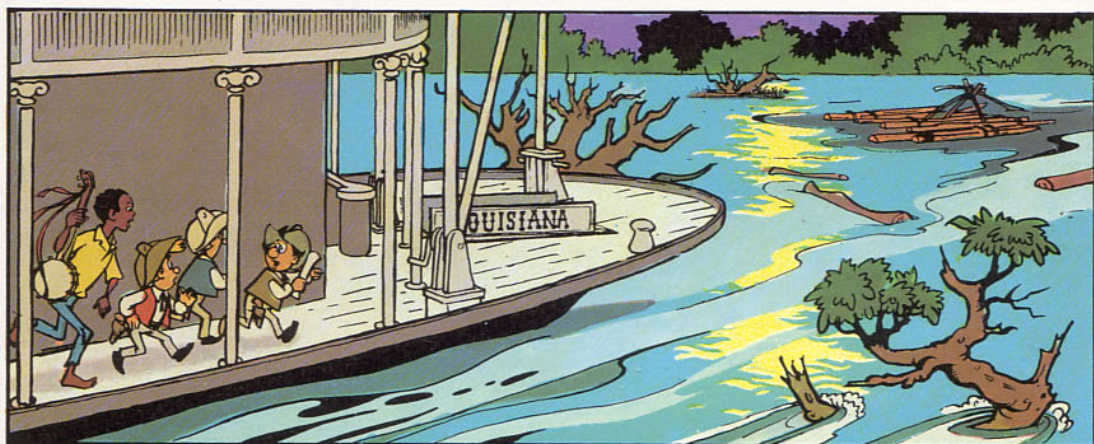
Baxter und Turner stritten sich aber so laut, daß Dig gestrost noch eine Weile hätte weiterreden können. „Und wenn Sie sich auf den Kopf stellen“, erklärte der Lotse, „ich

fahre heute Nacht nicht mehr weiter. Der Strom ist voller Treibholz. Außerdem hat das Hochwasser die Markierungen am Ufer weggespült. Ohne sie findet sich kein Lotse zurecht.“



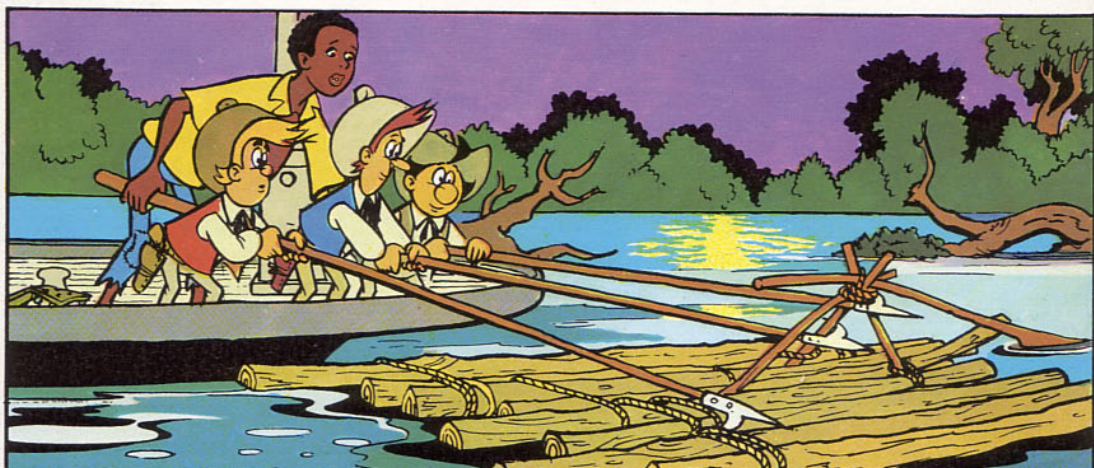
Kapitän Baxter sah ein, daß Mr. Turner nicht zur Weiterfahrt zu bewegen war. Er selber konnte das Ruder nicht übernehmen, weil er den Fluß nicht genau genug kannte.

„Welch ein Zeitverlust!“ rief er. „Wer soll das nur Mrs. Jefferson beibringen!“ – „Das ist Ihre Sache“, brummte Turner und begab sich nach oben, um Wache zu halten.



Die Digidags und Ben atmeten auf, als die beiden gegangen waren. „Nun aber nichts wie weg!“ rief Dig. – „Und das Testament?“ fragte Dag. – „Nehmen wir erst mal mit“,

entschied Digidag. „Ohne das Banjo ist es für Mrs. Jefferson sowieso wertlos.“ – „Und Banjo gebe ich nicht her“, setzte Ben hinzu. Da bemerkte Dig ein treibendes Floß.



Sie konnten es ganz ungestört zu sich heranholen, denn die Decks lagen wie ausgestorben da. Nur die Maschine

hatte wieder langsam zu arbeiten begonnen, um das Schiff gegen die starke Strömung auf seiner Position zu halten.



Wenig später stießen die vier heimlichen Besucher von der 'Louisiana' ab. „Wenn uns nur nicht Turner vom Lotsen-

häuschen aus sieht“, sagte Dag. – „Ach“, meinte Digidag, „der Fluß ist so voller Treibholz, daß wir gar nicht auffallen.“



„Wir können nicht weit von der Joker-Farm entfernt sein“, überlegte Dig. „Wir sind zwar mit dem Blockhaus dran vor-

beigetrieben, aber die 'Louisiana' hat uns wieder ein ganzes Stück stromaufwärts gebracht.“ Die Vermutung stimmte.



„Ich wette, dies ist der Wald drei Meilen unterhalb von Jokers Farm“, sagte Digidag. – „Dann müßten wir gleich auf den Pfad stoßen, der zu unserem Wigwam führt“, meinte Dig.

Die Digidags und Ben tasteten sich im trüben Dämmerlicht des anbrechenden Tages vorwärts. „Hier ist ein Pfad!“ rief Dig. „Das könnte der richtige sein.“

So war es auch. Bald war man an der Hütte, die sich die Digidags während ihres langen Aufenthaltes auf der Farm gebaut hatten, um sich hier manchmal als richtige Trapper zu fühlen.





„Wie gut, daß wir diesen Schlupfwinkel gebaut haben“, sagte Dig. „Ursprünglich war es nur eine Spielerei, aber jetzt ist es ein ganz ausgezeichnetes Versteck für Ben.“ –

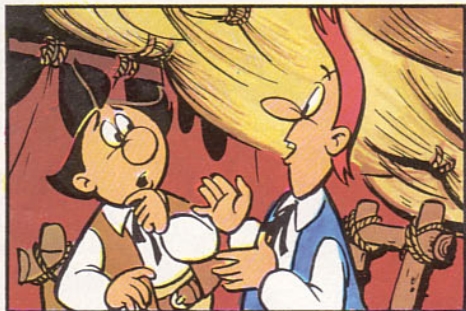
„Außerdem können wir hier in aller Ruhe beraten, was mit dem Testament und dem Banjo geschehen soll“, bemerkte Dag. – „Mit Banjo geschieht gar nichts“, verwahrte sich Ben.



„Hör mal, Ben“, versuchte ihn Dag zu überreden, „du sollst es ja ruhig behalten. Wir wollen es nur aufmachen und den Plan herausnehmen.“ – „Dann ist Banjo kaputt.“



„Wir werden ganz vorsichtig sein“, beruhigte ihn Dig. „Und sollte es wirklich beschädigt werden, so lassen wir es tadellos reparieren.“ Ben gab nach. „Wenn es sein muß . . .“



„Und dann? Schicken wir Mrs. Jefferson den Plan und das Testament mit der Post zurück?“ – „Ich weiß es noch nicht, Dig. Es gibt da noch ein großes Rätsel.“

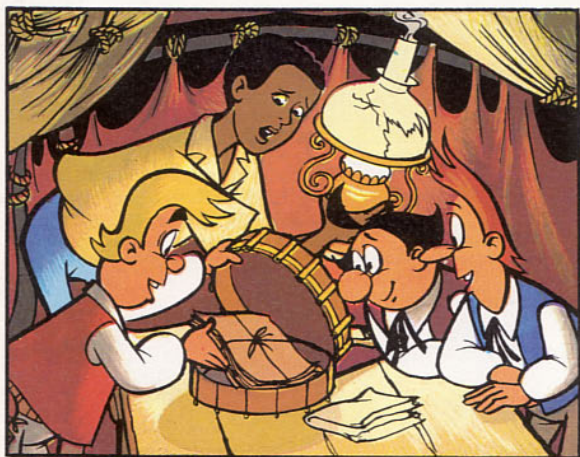


„Überlegt doch mal. Jefferson hat Abe Gunstick bestohlen, und dennoch schenkt ihm der praktisch eine Goldmine. Warum? Die Sache muß doch einen Haken haben. Ob der Plan das Rätsel löst?“



Mit Spannung sahen alle zu, wie Dag das Banjo öffnete.“ Es ist doch auch merkwürdig“, sagte er dabei, „daß Jefferson nie über Abe Gunstick gesprochen haben soll. Dem-

nach muß er ein sehr schlechtes Gewissen gehabt haben.“ – „Und warum hat er ausgerechnet das Banjo gestohlen?“ fragte Dagedag. „Er wußte doch gar nicht, was drin war.“



Dag war mit seiner Arbeit fertig. „Seht mal“, rief er. „Außer dem Plan ist hier noch ein ganzes Bündel vergilbter Zettel. Vielleicht geben sie uns Antwort auf unsere Fragen.“



„Tagebuch von Abe Gunstick“, entzifferte er auf dem ersten Blatt. Darunter stand, offenbar nachträglich hinzugefügt: „Meine Erlebnisse mit Joshua Jefferson.“



„Die Sache wird ja immer rätselhafter“, fand Dag. „Weshalb hat Old Abe gerade diese Blätter versteckt?“ – „Lies“, sagte Ben, „dann weißt du’s.“

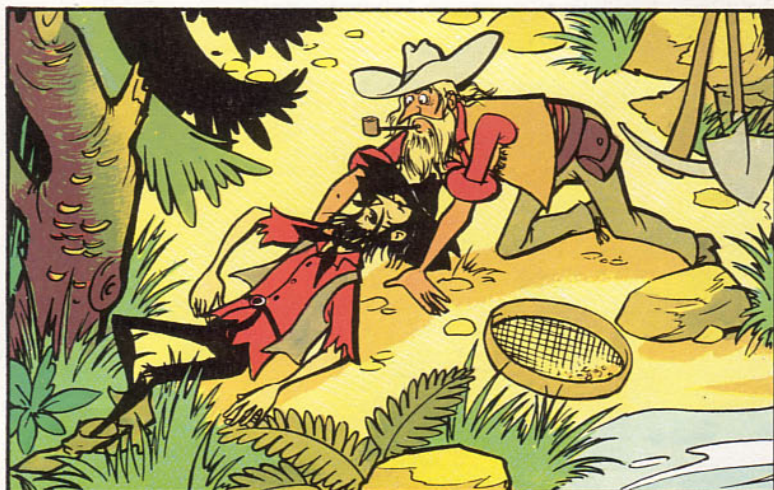


„Ja, Dag“, riefen auch die anderen, „mach’s nicht noch spannender, als es sowieso schon ist und fang endlich an!“ – „Stell die Lampe hierher“, sagte Dag, räusperte sich und begann:



„4. Juli 1849. Seit heute früh wieder Gold gewaschen. Ausbeute etwas besser als gestern, aber längst nicht so gut wie vor vier Monaten, als ich hier im Tal der Grauen Bären anfing. Gegen Mittag kam ein Fremder vom Big Grizzly Paß herunter. Zu Fuß, ohne Waffen und total erschöpft. Ganz offenbar ein Greenhorn.“

Brach neben mir zusammen wie eine vom Blitz gefällte Pappel. Fragte ihn, wer er wäre und was er hier verdammt nochmal zu suchen hätte. Er hauchte, er wäre Joshua Jefferson und sei auf der Suche nach Gold. Mußte mächtig grinsen über so ein albernes Greenhorn. Trug ihn in mein Blockhaus.“





„7. Juli. Jefferson schlief 2 Tage und 2 Nächte lang. War ausgehungert wie ein lahmer Präriewolf. AB mir die Vorräte

für eine Woche auf. Erholte sich sehr rasch bei Bärenschinken, gebratener Hirschleber und anderen schönen Dingen.“

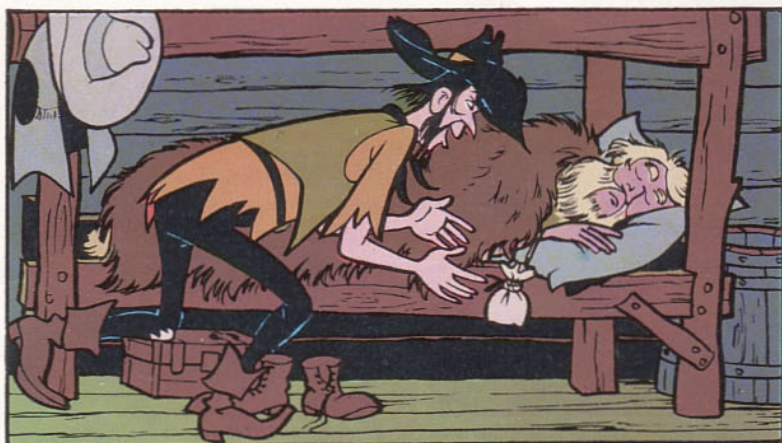


„8. Juli. Nahm Jefferson mit an den Wapiti-Creek und brachte ihm das Goldwaschen bei. Das Greenhorn hatte noch nie eine Pfanne in der Hand gehabt. Dachte im Ernst, die Nuggets lägen groß wie Taubeneier in der Gegend herum und man brauchte sie bloß aufzuheben. Lernte nun, was für eine mühsame Arbeit es war, die winzigen Goldkörnchen aus dem Sand des Baches zu waschen.“

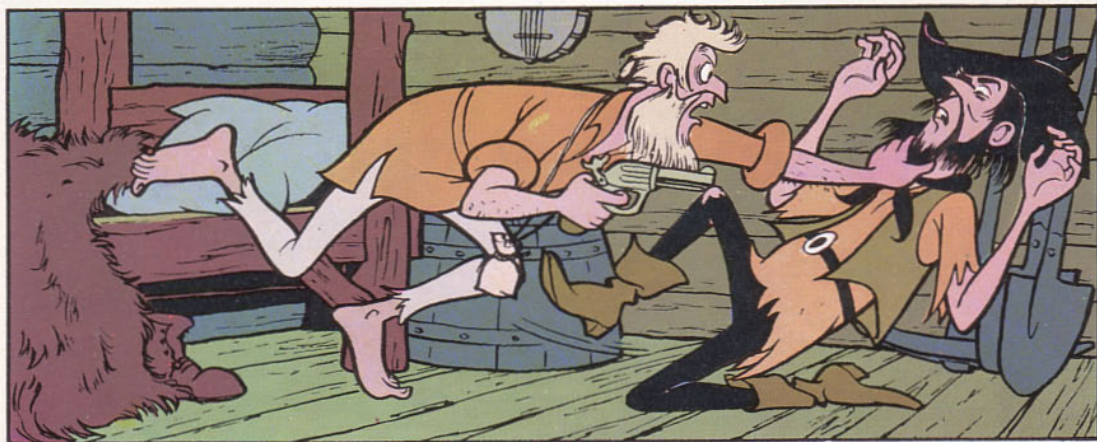
„9. Juli. Das Greenhorn erklärte mir, daß es keine Lust mehr hätte. Für drei Dollar Gold in der Pfanne wäre nicht genug für die stundenlange Plackerei. Fragte mich, ob ich keine bessere Stelle als diese wüßte. Ich hätte ihm sagen können, daß ich den Plan von einer Goldmine bei mir trug. Aber irgendetwas gefiel mir nicht an dem Kerl. Er war kein Partner, dem man vertrauen konnte.“



„10. Juli. Weiß jetzt, woran ich mit Jefferson bin. Sein gieriger Blick, mit dem er mir zusah, wie ich am Abend meine Tagesausbeute zu dem übrigen Gold tat, hat mir genug verraten. Muß mich künftig vor ihm hüten. Kann mir denken, wie er zu Gold kommen will.“



„11. Juli. Heute nacht wollte mir Jefferson mein Gold stehlen. Trug den Beutel, worin es war, ständig bei mir. Auch wenn ich schlief. In dieser Nacht muß er wohl unter der Decke vorgerutscht sein. Jefferson hatte mich belauert und sah das. ‚Greif zu‘, dachte er.“



„Er kam auf leisen Sohlen näher. Hatte aber nicht mit dem leichten Schlaf gerechnet, den ein Westmann nun einmal haben muß, wenn er nicht von Grizzlys oder Berglöwen ge-

fressen werden will. Ich sprang auf und riß den Colt unter dem Kopfkissen hervor, wo er immer lag. Jefferson, der feige Coyote, ging in die Knie und flehte um Gnade.“



„Jefferson überprüft die Fallen für das Wild. Ich will unterdessen mein Gold verstecken. Auch den Minenplan und diese Notizen. Falls mir etwas zustoßt, sollen sie dem Sheriff beweisen, daß Jefferson seine Hand im Spiele hatte.“

„Den Plan und das Tagebuch versteckte ich in meinem Banjo. Jefferson wird es nicht beachten. Schade, daß ich nicht oben in der Stadt des Schweigens bei der Mine bleiben konnte, um sie näher zu erforschen. Aber ich hatte nicht die richtige Ausrüstung. Wenn ich genügend Gold beisammen habe, besorge ich sie mir in San Franzisko.“



„Schluß“, sagte Dag. „Dies war das letzte Blatt.“ – „Klarer Fall“, folgerte Digidag. „Jefferson fand wider Erwarten doch Gefallen an dem Banjo und stahl es, ehe Abe Gunstick seine nächste Eintragung hineintun konnte. Aber wir wissen auch so genug.“

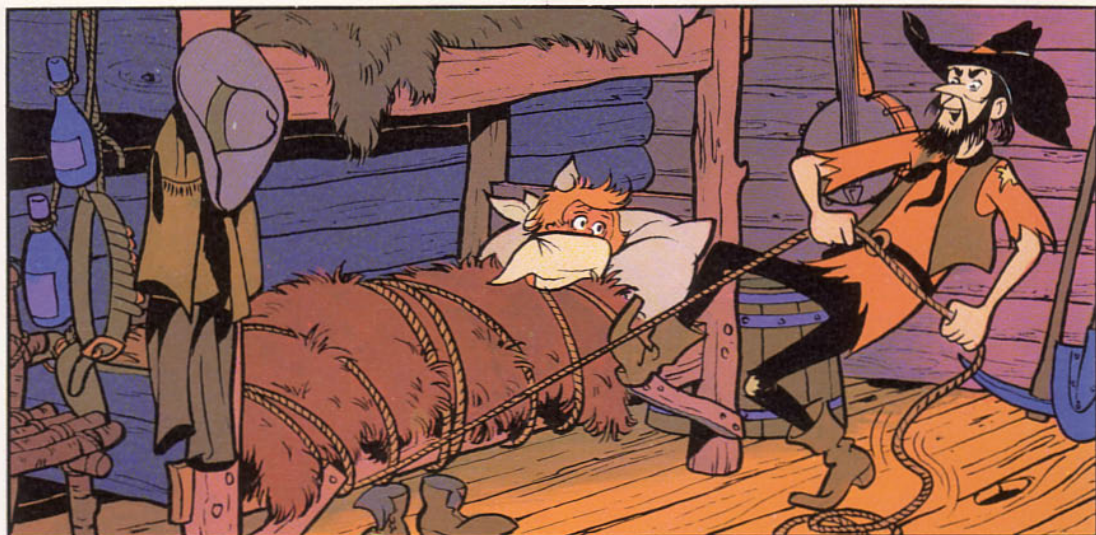


„Zum Glück blieb Abe Gunstick am Leben“, ergänzte Dig, „sonst hätte er ja nicht ein Jahr später in San Franzisko sein Testament machen können. Was könnte also weiter geschehen sein?“



„Sicher hat Jefferson zunächst so getan, als wolle er sein Gold wieder im Schweiß des Angesichts zusammenkratzen. Aber bald hörte er auf und dachte: ‚Laß den Alten mal

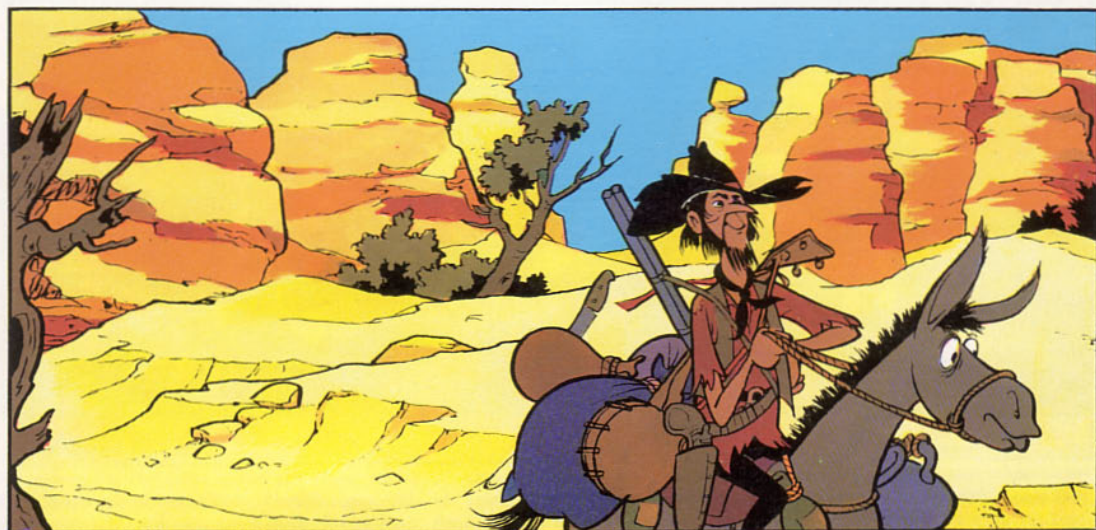
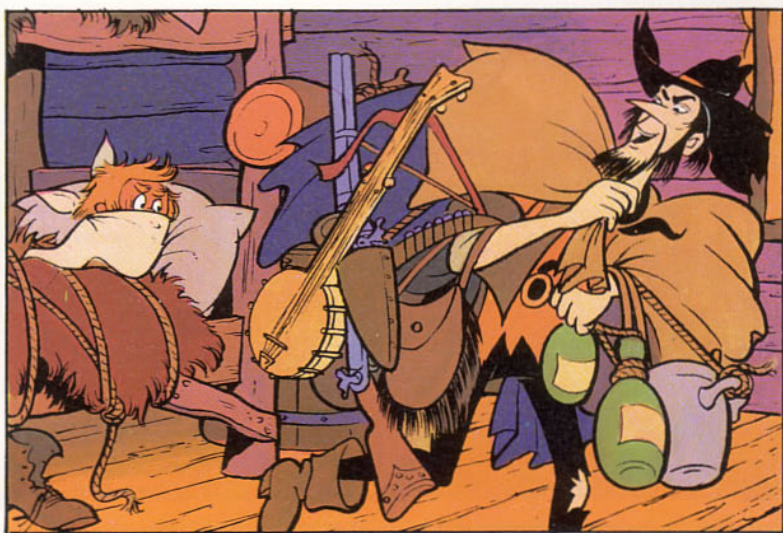
tüchtig rackern, bis er richtig erschöpft ist. Um so fester wird er dann schlafen. Einmal muß es doch klappen, ihn nachts zu überrumpeln.‘ Das wäre eine Möglichkeit.“

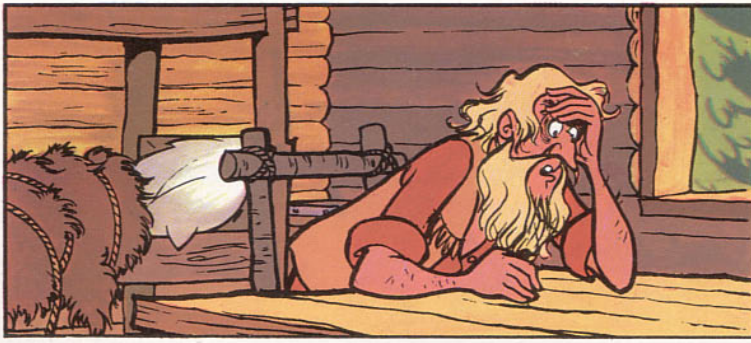


„Vielleicht hatte er auch Küchendienst und tat irgendwelche Schlafkräuter in den Tee, kurzum, es gelang ihm leider, Old Abe mit einem vorsorglich bereitgehaltenen Lasso an seine Lagerstatt zu fesseln.

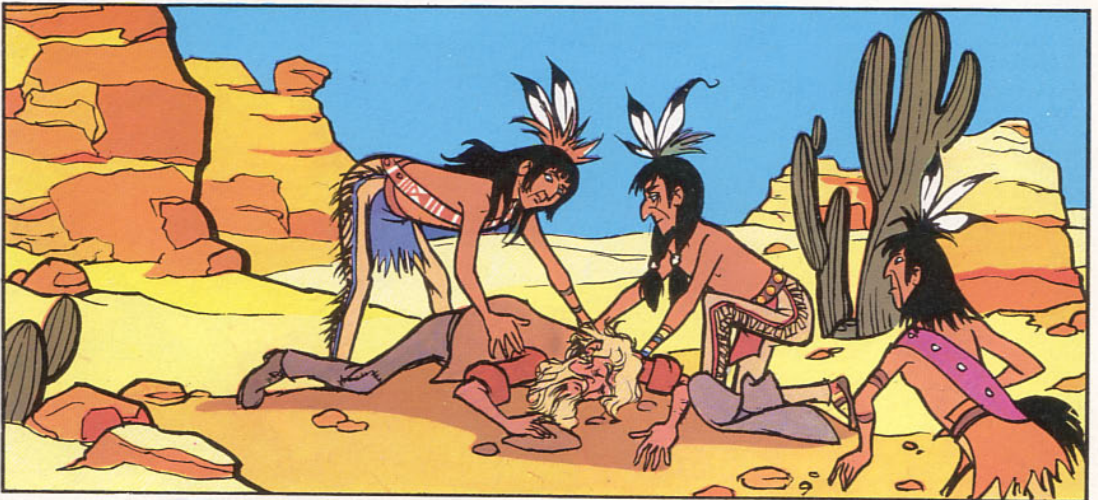
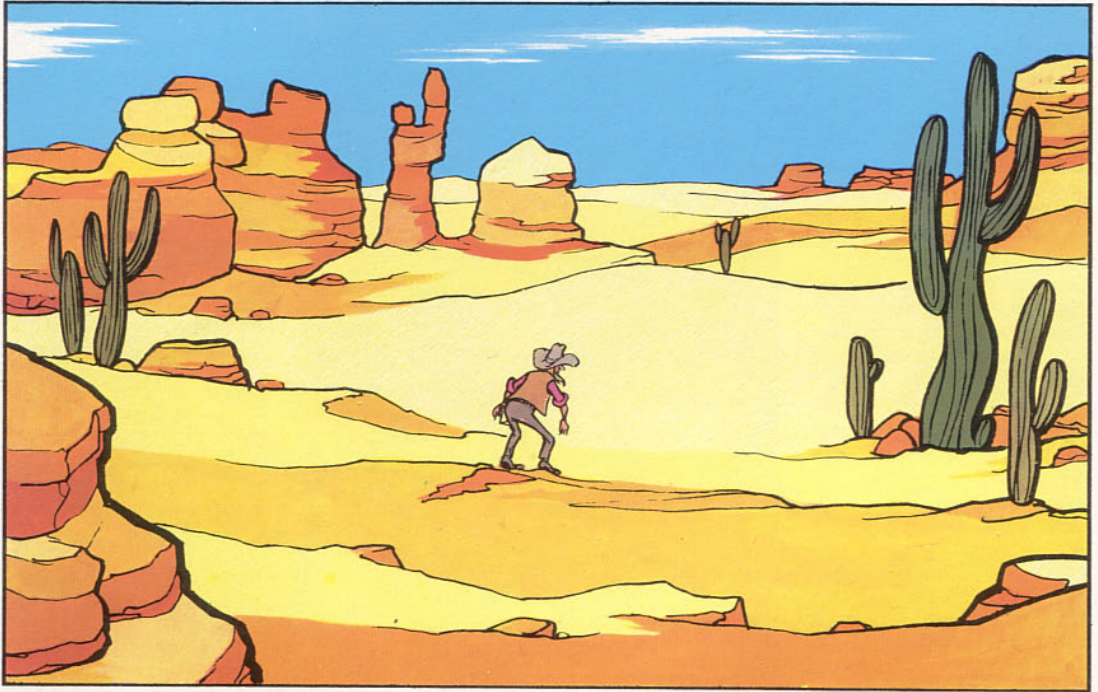
Dann raubte er seinen Gastgeber restlos aus. Nicht nur das Gold nahm er mit, auch alle Vorräte, die Waffen und selbst das Banjo; dieses vielleicht nur als Andenken.

Er konnte das alles natürlich nicht alleine fortschleppen. Aber da war ja noch Old Abe's Maultier. Ihm lud er seinen ganzen Raub auf und trabte äußerst zufrieden mit sich aus dem Tal der Grauen Bären.“



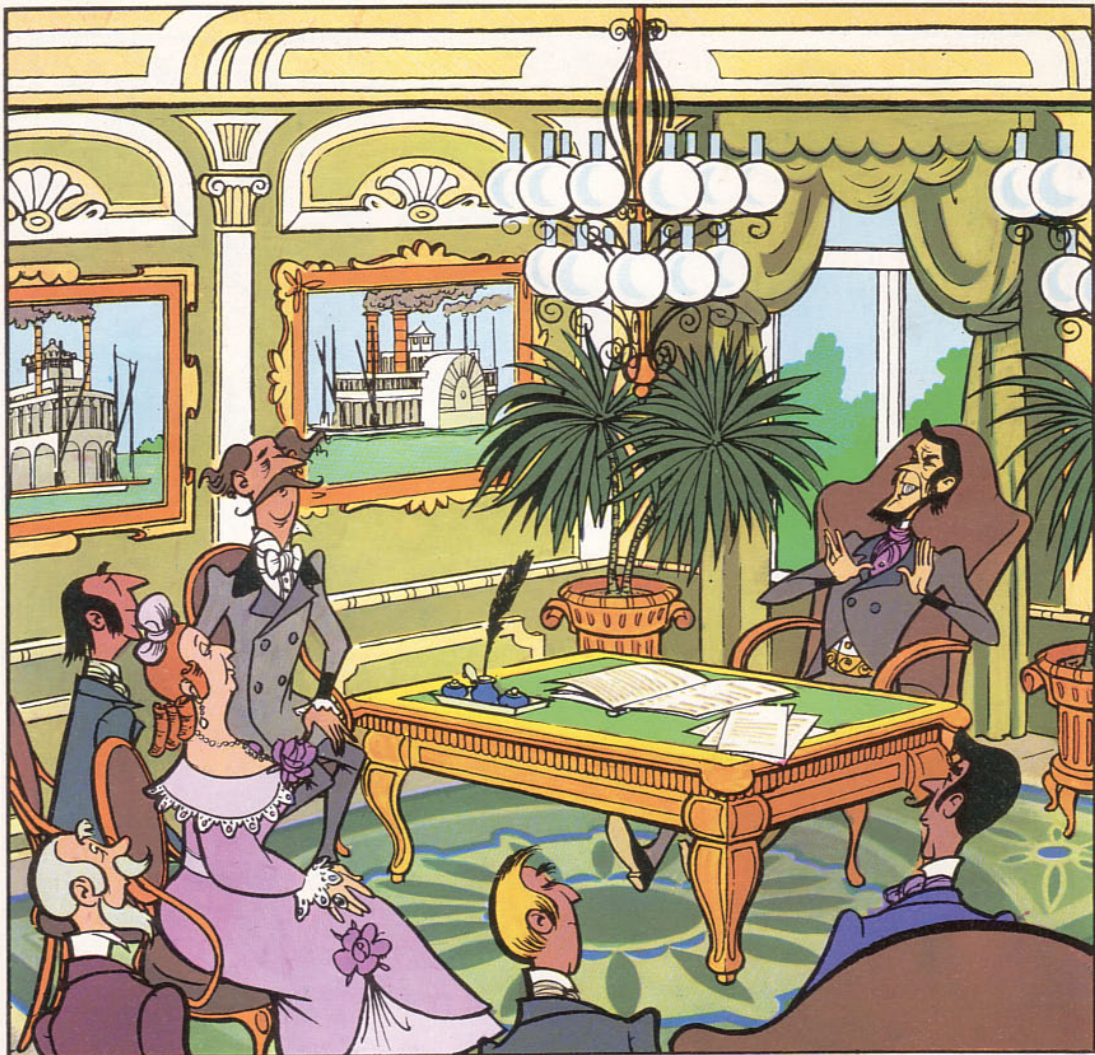


„Für Abe Gunstick hätte dies das Ende bedeuten können. Allein inmitten einer feindlichen Wildnis, bedroht von wilden Tieren, ohne Waffen, ohne Vorräte – wer hätte sich da nicht verloren geglaubt? Aber Old Abe war ein zäher Bursche. Er befreite sich mühsam von den Fesseln und machte sich auf den Weg zu den Menschen. Stieg vom Gebirge hinab in die sonnen-durchglühte Wüste, wankte über spitze Steine und durch heißen Sand, gequält von Hunger und Durst.“



„Bei jedem Schritt verfluchte er Joshua Jefferson und dessen Gier nach dem Gold. Schließlich konnte er nicht mehr

weiter. Er brach zusammen. Indianer fanden ihn gerade noch rechtzeitig und retteten ihm das Leben.“



„Das sind also meine Vermutungen. Über Jefferson wissen wir durch unser Zeitungsarchiv besser Bescheid. Er kam sehr reich aus Kalifornien nach New Orleans. Wahrscheinlich hatte er sich durch weitere Diebstähle und Betrugereien noch mehr Gold verschafft. Damit kaufte er ein paar Fluß-

dampfer und war bald einer der reichsten Reeder. Um sein Ansehen noch zu erhöhen, heiratete er Victoria Miller, die damals noch eine berühmte Opernsängerin war. Jefferson prahlte zwar oft von seiner Goldgräberzeit, verriet aber nie, was sich wirklich ereignet hatte.“



„Daher glaubt Mrs. Jefferson noch immer, daß ihr Joshua, der fünf Jahre darauf mit einem seiner Dampfer verunglückte, ein Ehrenmann war. Wir aber wissen nun, woher ihr Reichtum stammt.“



„So, und nun wollen wir uns mal den Plan der Mine vornehmen“, sagte Dag, als Dig geendet hatte. „Abe Gunstick hat sie sich also schon angesehen, hatte aber nicht die richtige Ausrüstung, um dort Gold zu schürfen. Wer hat diese Mine angelegt? Wieder ein Rätsel!“



Ich glaube, ich habe die Lösung schon“, sagte Digatedag. „Diese Mine haben einst Indianer angelegt, um aus dem Gold Schmuck und Götterfiguren anzufertigen. Sie lebten in der Siedlung, die Abe Gunstick als Stadt des Schweigens bezeichnete.“ – „Aber wie kam er zu dem Plan?“ fragte Dig. – „Auch dafür gibt es eine Erklärung“, fuhr Digatedag fort. „Wir wissen, daß die Spanier unter ihrem Hauptmann Coronado von Mexiko aus nach Norden zogen, um die sagenhafte Goldstadt Cibola zu suchen. Das Unternehmen scheiterte, aber einige Spanier forschten unentwegt weiter. Vielleicht entdeckten sie die Goldmine und kamen auf dem Rückweg um. Abe Gunstick kann den Plan, der sicher in einer Metallhülle steckt, gefunden haben.“ Diese Erklärung konnte stimmen. Ein Rätsel vermochten die Digatedags aber nicht zu lösen: Weshalb hatte Old Abe sein Geheimnis ausgerechnet dem Dieb Jefferson preisgegeben? Sie beschlossen nicht eher zu ruhen, bis sie das herausbekommen hatten.